

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Volkerkunde.

Band XLIX.

Nº 1.



Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten

zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.



Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

I.

(Sämtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ko. Die südliche Spitze von Südamerika hat in neuerer Zeit mehr als in früheren Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit gefesselt. Die von den Segelschiffen so gefürchteten Gewässer der Magalhãesstraße mit ihren engen Felsensträßen und ihren fast unberechenbaren Strömungen haben im Zeitalter des Dampfes ihre Schrecken verloren und werden immer häufiger zur Durchfahrt benutzt, selbst Segelschiffe lassen sich lieber durch die Straße schleppen, als daß sie den Kampf mit den verrufenen Stürmen südlich vom Kap Horn aufnehmen, und nach und nach faßt die Civilisation auch in diesen unwirthbaren Breiten festen Fuß. Der „Globus“ hat bereits (in Bd. 47, Nr. 21) einen eingehenden Auszug aus dem Berichte des englischen Missionssuperintendenten Bridge von Oshooia oder Uschuaja gebracht, der fünfzehn Jahre lang dem unfruchtbaren Geschäft abgelegen hat, den Fischerhäls die Dogmen des Christenthums verständlich zu machen; heute hat er den Bericht eines wissenschaftlichen Forschers vorzulegen, welcher ein ganzes Jahr hindurch dort seine Beobachtungen angestellt hat.

Unter den vierzehn Polarstationen, welche auf die Anregung des verstorbenen Weyrecht hin zu gleichzeitiger Beobachtung unter möglichst hohen Breiten bestimmt wurden, kamen auch zwei auf die südliche Erdhalbkugel; die eine auf Südgeorgien wurde Deutschland zugewiesen, die andere am Kap Horn Frankreich. Die französische

Expedition bestand aus fünf Mitgliedern, welche einige Monate hindurch im Pariser Observatorium, am Collège de France und am Museum für ihre Aufgaben eingefühlt wurden. Den Bericht, welchen die folgenden Angaben und Abbildungen entnommen sind, verdanken wir dem Dr. Hyades, während der Hauptbericht mit den genauen Beobachtungen, herausgegeben von Kapitän Martial, später als selbstständiges Werk erscheinen wird.

Die Regierung stellte der Expedition die von Martial kommandierte Fregatte „Romanche“ zur Verfügung, deren Offiziere besonders für diesen Zweck ausgewählt, die Zeit des Aufenthaltes am Feuerlande zu genauen Vermessungen und Sondierungen benutzen sollten. Das Schiff verließ den Hafen von Cherbourg am 17. Juli 1882 und lief am 5. September bei herrlichstem Wetter in die Lemairestraße ein; am folgenden Nachmittage warf es Anker an dem für die Station gewählten Punkte in der Orangebai. Dieselbe liegt an der Ostküste der Halbinsel Hardy, welche von der Insel Hoste vorspringt und deren Südspitze das sogenannte falsche Kap Horn bildet, während das echte, die äußerste Südspitze Amerikas, von einer kleinen Insel südöstlich davon gebildet wird. Die genaue Lage der Station wurde zu $55^{\circ} 31' 24''$ südl. Br. und $70^{\circ} 25' 12''$ östl. L. bestimmt. Die Bai, deren Ansicht unsere erste Abbildung zeigt, war gewählt worden auf die Angaben von Fitzroy und Wilkes hin, welche sie 1830 resp. 1839 besucht

hatten; sollten die Terrainverhältnisse sich zu ungünstig erweisen, so war in zweiter Linie die südöstlich davon dicht hinter Kap Horn gelegene Insel Hermitte in Vorschlag gebracht.

Die Mitglieder der Expedition begaben sich alsbald ans Land, um einen möglichst günstigen Punkt auszusuchen, der wenigstens die allernothwendigsten Bedingungen darbiete: ein genügend ebenes Terrain für die aufzuschlagenden Häuser, Trinkwasser in der Nähe und einen gesicherten Landungsplatz zu leichter Verbindung mit dem Schiffe. Die erste Bedingung fand leider keine Erfüllung, es waren freilich ebene Stellen da, aber diese waren ohne Ausnahme so sumpfig, daß man kaum hindurch kommen konnte, und an ein Aufschlagen von Wohnungen nicht zu denken war. Man mußte also darauf verzichten und sich entschließen, die Hänschen am Abhange an geeigneten Stellen, die nöthigstens durch Unterlegen von Baumstämmen horizontal gemacht wurden, zerstreut anzulegen und schwankte nur noch für einige Zeit zwischen einer später Pointe Lephay

genannten Stelle und einem niederen Hügel etwas nördlich davon. Schließlich entschied die unmittelbare Nähe des Wassers für letzteren Platz und früh am 8. September begann mit aller Energie die Ausschiffung der Vorräthe und die Arbeit am Lande. Es war keine Kleinigkeit, denn das ganze Terrain war mit einem dichten niederen Urwald von immergrünen Buchen (*Fagus betuloides*) und baumartigem Sauerdorn (*Berberis ilicifolia*) bewachsen, und an vielen Stellen mußte der Felsen mühsam mit dem Pickel abgesprengt werden, um den nöthigen Raum zu gewinnen. Dann mußten die in Paris angefertigten zerlegbaren Holzhäuser aufgeschlagen werden, sie wurden ihnen mit Filz beschlagen und der Boden mit Linoleum belegt, um ihn einigermaßen gegen die Nässe zu schützen die in diesen Breiten lästiger ist als die Kälte. Erst am 26. September konnten die Beobachtungen eröffnet werden, vier Wochen später als im Programme vorgesehen war; die Einhaltung war freilich schon durch die verspätete Ankunft unmöglich geworden. Die naturwissenschaftlichen



Die Orangebai.

Beobachtungen begannen dagegen unmittelbar nach der Landung. Auch mit dem Studium der Eingeborenen konnte baldigst angefangen werden. Schon bei der Ankunft des Schiffes sah man an verschiedenen Küstenpunkten Rauch aufsteigen und am folgenden Morgen kamen ein paar aus Ninde erbaute Piroguen, jede eine Familie enthaltend, langseit, um Lebensmittel und besonders Schiffszwieback gegen die geringen Erzeugnisse ihrer Industrie, Halsbänder aus Knochen oder aus kleinen Muschelschalen, Harpunenspitzen und dergleichen einzutauschen. Sie erschienen nicht im geringsten erschreckt oder beunruhigt; Tabak und Brantwein waren ihnen noch unbekannt, alte Kleider nahmen sie wohl, aber in erster Linie stand ihr Sinn nach Eßbarem.

„Es ist nicht gerade leicht, den Eindruck genau in Worte zu fassen, welchen die erste Begegnung mit diesen sonderbaren Geschöpfen auf uns machte. Wohl hatten wir während der langen Überfahrt alles zusammengelesen, was frühere Besucher, wie Weddell, Fitzroy, Darwin, Wilkes über die Feuerländer geschrieben, und nach der übereinstimmenden Aussage aller hielten wir sie für die

erbärmlichsten, am niedrigsten stehenden Bewohner unseres Erdballs. Nun kamen sie an Bord ohne das geringste Miztrauen, Männer, Weiber und Kinder, nackt vom Scheitel bis zur Sohle oder höchstens mit einer erbärmlichen Otterhaut oder Robbenhaut über den Schultern, und wir mühten uns ab, an ihnen die charakteristischen Züge zu finden, welche wir nach den Beschreibungen erwarteten. Was uns am meisten wunderte, war, daß wir kein Wort von ihrer Sprache verstanden, obwohl wir die Vokabulareien der Ulikhoolyk (Maculoof bei Bridge) und der Tekinika bei Fitzroy sehr eifrig studirt hatten. Nicht einmal, zu welchem der beiden Stämme die Besucher gehörten, konnten wir herausbringen, das einzige verständliche Wort war biskit (Biscuit).“

Erst am anderen Tage erkannte man allmählich, daß man mit Tekinika — einer Abtheilung der Yahgans bei Bridge — zu thun hatte. Einer von ihnen verstand ein paar Worte englisch und nannte sich Jack; er schien durch seine Kenntnisse eine gewisse Superiorität über die anderen auszuüben, hüllte sich aber, als er in seiner elenden

Hütte besucht wurde, sehr bald in ein misstrauisches Schweigen. Auch seine Landsleute erwiesen sich in ihren Wohnungen viel weniger liebenswürdig und lebendig, als in ihren Pirogues und schienen nicht recht zu wissen, wie sie die dauernde Ansiedelung der Fremden in ihrem Lande auffassen sollten.

Am 1. Oktober lief ein amerikanischer Robbenjäger in der Bai ein; er hatte in Puntas Arenas von der Expedition gehört und kam nun, um ärztliche Hilfe und Arznei für einen schwer erkrankten Matrosen zu suchen; schon früher hatte er in der Bai Holz und Wasser eingenommen. Auf seiner Fahrt hatte er in fünf Tagen auf den Inseln Diego Ramirez und Isidrofonso ungefähr 300 Stück Robben erlegt, an einem Tage einmal 70. Man sucht die Robben am Ufer zu überraschen, umstellt sie und erlegt sie dann mit der Kugel; nur die ganz

kleinen werden geschont, sonst Männchen und Weibchen gleichmäßig geschlachtet. Man tödtet sie nur um der Haut willen, die man möglichst rasch abstreift und im Salz konservirt, die Körper wirft man ins Meer. Bei dieser Verfolgung nimmt die Zahl der Robben mit reißender Geschwindigkeit ab; auch der Kapitän des „Thomas Hunt“, der nun die siebente Reise mitmachte, gab das zu. Dass dadurch den armen Eingeborenen das Hauptmittel für ihren Lebensunterhalt entzogen wird, kümmert die Amerikaner wenig.

Es ist übrigens ein rauhes und schweres Handwerk, die Robbenjagd in diesen stürmischen Gewässern. Die Verproviantirung der Schiffe ist meist eine ungenügende und die Mannschaft ist wesentlich auf das Fleisch der Pinguine angewiesen. Skorbut ist darum nicht selten; der Kapitän rühmte dagegen Tomatenkonserven, welche rasche



Landspitze Lephay.

Heilung bewirkten hatten, wo Citronensaft wirkungslos blieb. Häufig setzen die Schiffe auch einige Leute an günstig gelegenen Punkten aus und holen sie später wieder ab; verzögert sich die Rückkehr, so kommen solche Leute oft in die grösste Noth und manche solche Jagdgeellschaft ist schon elend zu Grunde gegangen. Auch der Kapitän des „Thomas Hunt“ hatte auf Diego Ramirez ein paar arme Teufel getroffen, die, nur auf drei Monate verproviantirt, schon vier Monate ohne Nachricht von ihrem Schiffe und dem Hungertode nahe waren; er hatte sie nach der Missionsstation Doshooia am Beagle Kanal gebracht.

Die französische Expedition sollte mit den Bewohnern dieser Mission auch bald Bekanntschaft machen. Am 11. November Morgens lief ein Schiff unter englischer Flagge in die Orangebai ein und ankerte der französischen Station gegenüber. Zwei Herren kamen an Land, der

eine ein alter verwetterter Seemann, der andere der Typus eines „respectable clergyman“. Es war der Superintendent Bridge, aus dessen Bericht unser früher gebrachter Artikel entnommen war, und der Kapitän des Missionschiffes „Allen Gardiner“, Willis. Auch sie wurden nicht nur durch die Neugierde und das Bedürfniss nach Verkehr mit civilisierten Menschen herbeigeführt, sondern ihr Besuch galt in erster Linie dem Arzte Hyades. Es war nämlich in der Mission, der es an ärztlicher Hilfe ganz fehlte, eine eigenthümliche fieberhafte Krankheit ausgebrochen, welche unter den Eingeborenen arge Verheerungen anrichtete und auch die Familien der Missionare bedrohte. Von Herrn Bridge erfuhren die Mitglieder der Expedition auch, daß der seltsame Name der Missionsstation Doshooia, der den französischen Zungen große Schwierigkeiten bereitete, richtig Ouchou-ouaya (französisch), also Uschuuaja (deutsch) ausgesprochen werde, oder einfacher

U schuaja, eine Schreibweise, deren Annahme sich entschieden empfiehlt.

Da aus der Beschreibung des Missionars sich die Natur der Krankheit durchaus nicht erkennen ließ, war Dr. Hyades natürlich gern bereit, ihn auf dem „Allen Gardiner“ nach der Station zu begleiten und schiffte sich noch an demselben Abend mit ihm ein. Die Station liegt nur ungefähr 100 Kilometer nördlich, aber Windstille verhinderte das Schiff, sie noch am folgenden Tage zu erreichen und zwang es in einer kleinen Bucht des Beagle-Kanals die Nacht über vor Anter zu gehen. Eine zweistündige Fahrt brachte den Reisenden am anderen Morgen an sein Ziel. Es macht einen recht melancholischen Eindruck, wenn man zum ersten Male diese einsamen englischen Häuser, deren Baumaterial

ganz aus Europa herübergebracht worden ist, hier am Ende der Welt in dieser traurigen trostlosen Umgebung stehen sieht. Wie das bestehende Bild zeigt, liegt die Ansiedelung auf einer kahlen Fläche am Meere, ohne Bäume in der Umgebung, mit dem Blick auf eine kahle, lange Zeit im Jahre schneedeckte Bergkette. Auch die Eingeborenen tragen gerade nicht dazu bei, den melancholischen Eindruck zu zerstreuen. Zweifelsohne sind sie im Vergleiche mit denen an der Orangebai civilisirter; sie tragen Kleider, haben bessere Hütten, einzelne davon sogar von ganz gut gepflegten Gärten umgeben, aber sie sehen keineswegs glücklicher aus als ihre wilben Stammesgenossen.

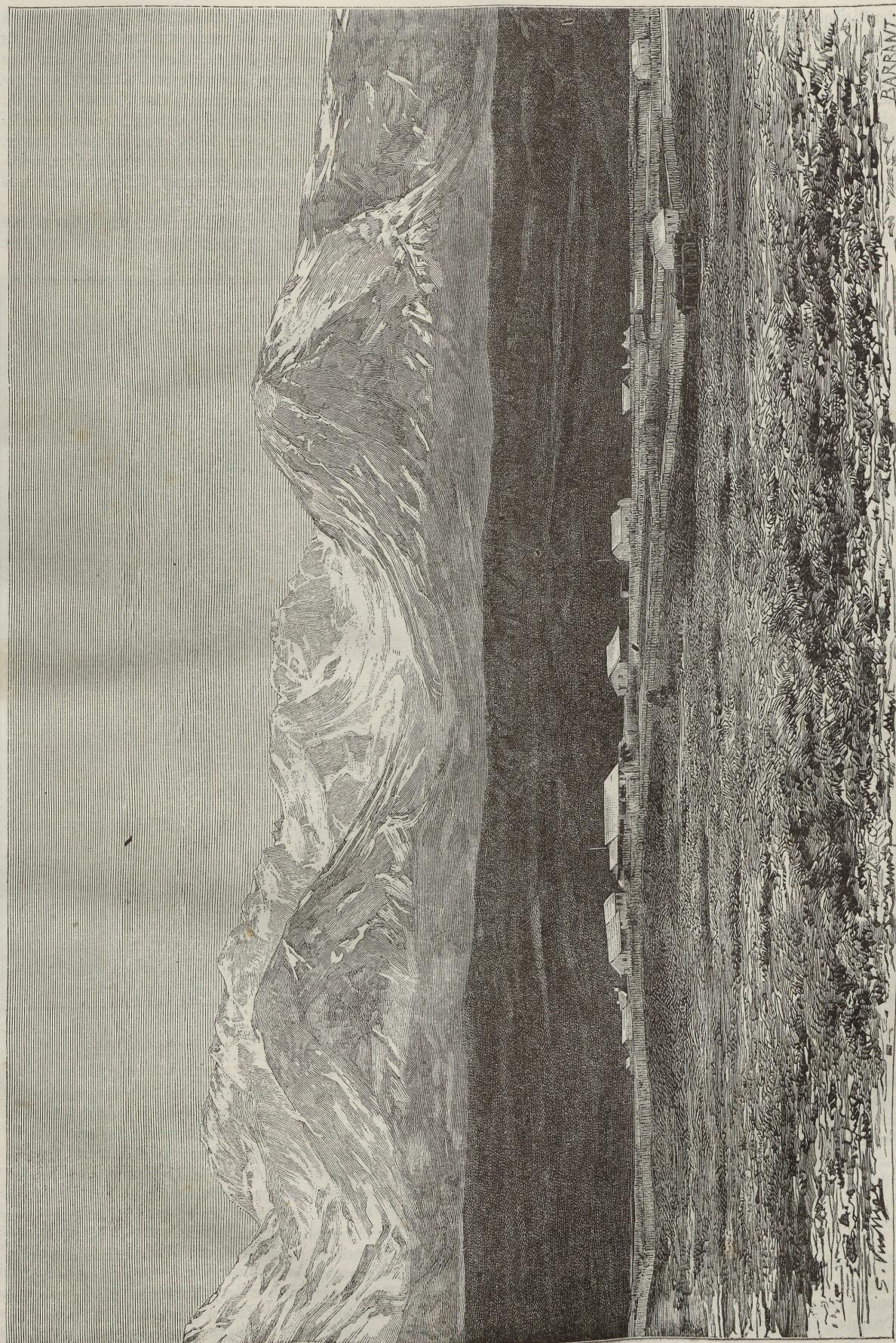
Was Hyades über die Geschichte der Missionsstationen im Feuerlande sagt, stimmt im Wesentlichen mit den An-



Eingeborene bei der Ankunft der Expedition.

gaben von Bridge überein und ist wohl auch der Hauptfache nach von diesem mitgetheilt. Der eigentliche Gründer ist der Kapitän Allen Gardiner, welcher mit dem Missionar Williams und vier Fischern aus Cornwallis 1850 nach dem Feuerlande ging, um zu sehen, welchen Einfluß die von Fitzroy 1830 nach England gebrachten und dort erzogenen jungen Feuerländer auf ihre Landsleute ausgeübt hätten. Sein trauriges Schicksal ist bekannt. Sie versuchten mit zwei Booten an der Navarin-Insel zu landen, wurden aber von den Eingeborenen zurückgetrieben und litten dann Schiffbruch an einer unbewohnten Stelle des südlichen Feuerlandes, wo sie dem Hunger und der Kälte erlagen; ein sorgfam geführtes Tagebuch, das man bei den Leichen fand, gab Aufschluß über ihr Los.

Drei Jahre später sandte die englische Missionsgesellschaft das nach dem Namen des unglücklichen Kapitäns getaufte Schiff aus, konnte aber auf Feuerland selbst keinen festen Fuß fassen und begnügte sich, auf der Falklandinsel Keppel eine Station zu begründen, wo vorläufig einzelne Feuerländer an die Civilisation gewöhnt werden sollten. Begleitet von einem solchen wagten die Missionare 1859 die Niederlassung zu Wollya auf der Insel Navarin, aber am ersten Sonntage während des Gottesdienstes wurden sie von den Eingeborenen überfallen und sämmtlich erschlagen. Für längere Zeit begnügte man sich nun mit der Station auf Keppel-Island; erst 1868 wurde ein neuer, diesmal erfolgreicher Versuch auf Navarin gemacht. Über die weiteren Schicksale giebt unser obiger Artikel Auskunft. Hyades bestätigt im Allgemeinen die Angaben

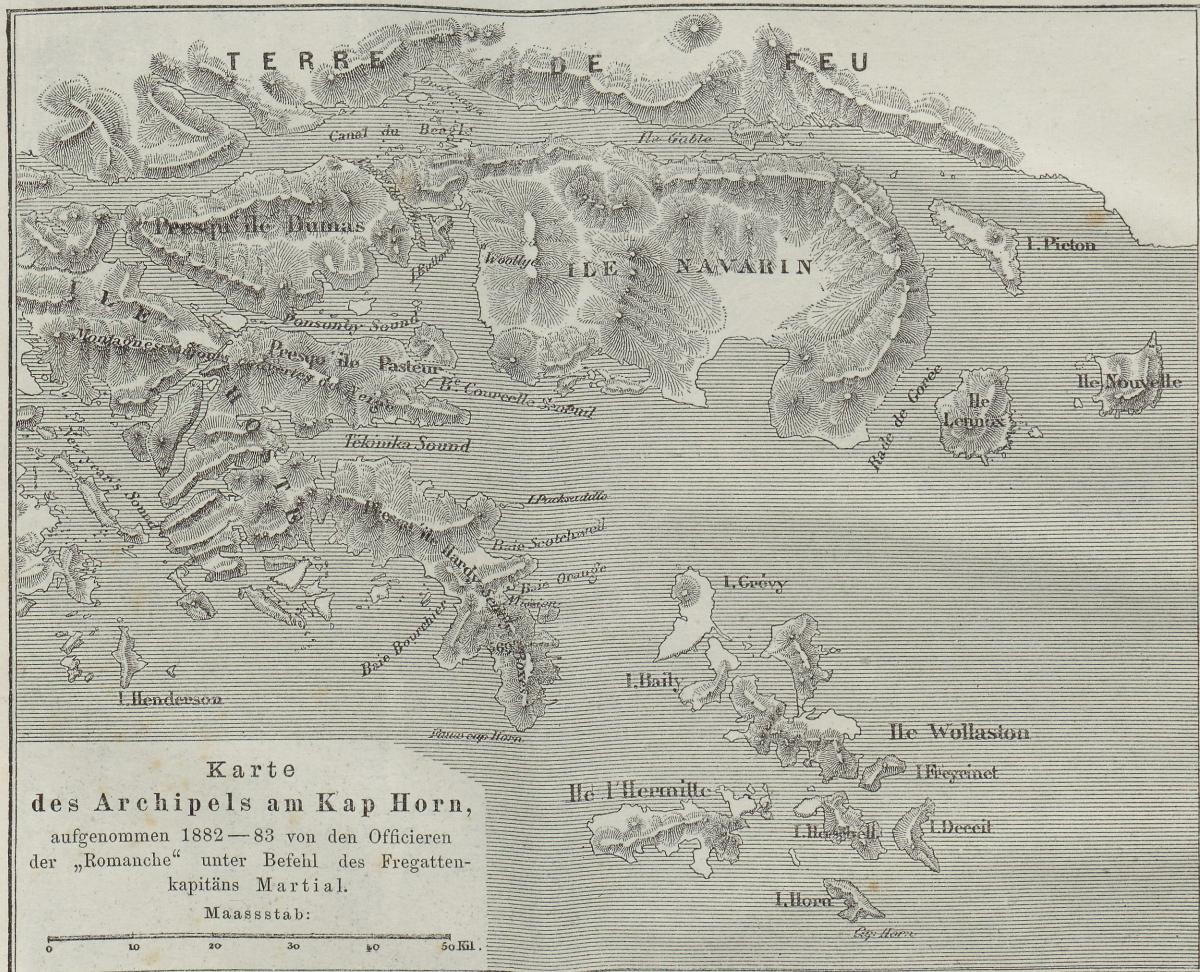


Die englische Mission Ushuaia.

von Bridge über den gegenwärtigen Zustand der Mission, aber er sieht weniger rosig in die Zukunft. Nur ein kleiner Bruchtheil der Eingeborenen hat durch 15 jährige Arbeit gewonnen werden können; die große Majorität nimmt zwar die Hilfe der Missionare zeitweise in Anspruch, aber sie zeigt nicht die geringste Lust, sich dauernd dort niederzulassen. Selbst Mancher, der völlig für das civilisierte Leben gewonnen schien, wirft auf einmal die Kleider wieder ab, läßt Haus und Garten im Stiche und kehrt zur alten Lebensweise zurück. Aber auch die Bleibenden verlieren schnell die Fähigkeit, sich mit den Hilfsmitteln des Landes selbstständig zu ernähren; ihre auf der Mission erzogenen Kinder

verlernen den Piroguenbau und die Seehundsjagd, und da der Gartenbau und die Viehzucht im rauhen Klima nicht ansreichen, sie zu unterhalten, sind sie völlig von den Missionaren abhängig und auf deren Unterstützung angewiesen. Auch leiden sie von Krankheiten viel mehr, als im wilden Zustande. Eine officielle Kolonie, welche die chilenische Regierung im Jahre 1884 nach Ushuaia sandte, brachte die Masern mit und gegen 500 Eingeborene, reichlich die Hälfte des Yahgan-Stammes, fielen dieser bei uns so harmlosen Krankheit zum Opfer.

Da die französische Expedition sich auch während des
Benusdurchgangs am 6. December 1882 im Feuerlande



Karte
des Archipels am Kap Horn,
aufgenommen 1882—83 von den Offizieren
der „Romance“ unter Befehl des Fregatten-
kapitäns Martial.

aufgenommen 1882—83 von den Offizieren
der „Romance“ unter Befehl des Fregatten-
kapitäns Martial.

Maassstab:

befand, war sie mit sämmtlichen für dessen genaue Beobachtung nöthigen Instrumenten ausgerüstet, obschon man in diesem Lande ständigen Nebels und bewölktten Himmels kaum auf einen günstigen Erfolg hoffte. Der Tag begann richtig mit Regen; trotzdem war zur angefagten Stunde alles auf seinem Posten, und siehe da, der Himmel klärte sich, die Sonne erschien und der Durchgang des Planeten konnte in befriedigendster Weise beobachtet werden.

Der Sommer der südlichen Hemisphäre wurde zu Anbauversuchen mit verschiedenen Kulturgewächsen verwandt. Freilich von einem Sommer in unserem Sinne konnte man nicht sprechen. Die Mitteltemperatur des December, des wärmsten Monates, überstieg nicht $+7,9^{\circ}$ C.

während allerdings die des Juni, des kältesten, nicht unter + 2,2° C. fiel. Das versprach keine sonderlich günstigen Resultate. Außerdem war der Boden sehr ungünstig, theils Sumpf, theils mit Pflanzenresten, die aber keinen Humus bildeten, bedeckt. Klärung und Entwässerung erwiesen sich gleich schwierig. Trotzdem wurden zwei Versuchsgärten angelegt, der eine im Walde, der andere in sandigem Boden am Meeresstrande; Bohnen, Erbsen, Kohl, Salat, Rettig, Petersilie wurden in verschiedenen Varietäten angepflanzt, im Strandgarten auch Kartoffeln. Letztere allein gaben einen kleinen Ertrag, Salat, Kohl und Rettig wuchsen kümmerlich, die anderen Sorten gar nicht. Auf dem Terrain der Missionsstation hat man erheblich günstigere

Resultate erzielt; der Boden ist freilich dort besser und die Lage geschützter, auch der Sommer, da das offene Meer weiter abliegt, wärmer, wie der Winter kälter.

Im Uebrigen war der Sommer, obwohl regnerisch, nicht ohne Reiz, die langen Tage, die nur durch eine kurze

Dämmerung unterbrochen wurden, für Exkursionen vorzüglich geeignet, und die verhältnismäßig reiche Flora, von welcher einzelne Glieder, wie *Berberis ilicifolia*, sich sogar durch schöne Blüthen auszeichneten, trug dazu bei, den Aufenthalt ganz erträglich erscheinen zu lassen.

Mons oder Bergen in Belgien.

(Die Abbildungen nach Photographien.)

Verläßt man den Bahnhof von Mons, so sieht man vor sich eine breite Straße, welche bald enger wird, sich in scharfen Winkeln umbiegt, öfters keinen Bürgersteig besitzt und zuletzt auf einem großen Platze endet, an welchem sich das Rathaus erhebt. Sie ist trotz ihrer Unregelmäßigkeit, ihrer Enge und ihrem schlechten Pflaster die Hauptarterie der Stadt, wo der Fremde am besten das Treiben der zu Fußbarkeiten so geneigten Bewohner beobachten kann; hier treiben sich die Müßiggänger umher und hier herrscht der größte Handelsverkehr, es ist die Straße der elegantesten Kaufläden und der buntesten Schaufenster. Hier strömt an Markt- und Kirmestagen aus der ganzen Landschaft Borinage die ungehobelte Masse von Fabrikarbeitern und Kohlenbergleuten zusammen und staut sich vor den farbenprächtigen Auslagen der Händler. Mons ist gleichsam die Hauptstadt dieser Leute, welche nur einmal im Jahre dorthin kommen, um sich einen Feiertag zu machen. Die Dreifaltigkeitsmesse und die vierzehntägige Messe um den Tag der H. Barbara (4. December) — diese ist die Schutzpatronin Aller, die von einem unbüßfertigen Tode bedroht sind, so besonders der Bergleute in den Schachten — sind die Hauptfesttage in Mons, nach welchen sich dort sogar die Zeitrechnung des niederen Volkes richtet, und die nicht nur von den Arbeitern tief drunten im Schooze der Erde, sondern auch von den unteren Schichten der städtischen Einwohnerschaft mit Sehnsucht erwartet werden. In den Buden, die überall an Straßenecken und auf dem Marktplatz errichtet werden, macht man alsdann, wie in Deutschland auch, seine Einkäufe und ergänzt die Geräthe der Wirtschaft, bewundert die Seitänzer und Sommambulen u. s. w. Den Anfang des Festes macht eine, jedem Montois (Einwohner von Mons) thierre Maskerade, der Kampf zwischen dem H. Georg und dem „Dudu“ oder Drachen, der innerhalb einer Einzäunung auf dem Großen Platze vor sich geht und durch einen Aufzug mit Begleitung von lustigen Masken eingeleitet wird. Der H. Georg wird gewöhnlich von einem Kavallerieunterofficier, der fest im Sattel sitzt, dargestellt; der Drache ist eine von einem Menschen getragene Hülle mit schuppigem Leibe, langem Schweife und gutmütig-dummem Menschengesichte, unter welcher unten die Beine des Trägers hervorschauen. Aber das Volk hängt an diesem seit Jahrhundertern betriebenen Maskenscherze mit einer Zäsigkeit, die fast einer besseren Sache würdig wäre. Kurze Zeit vor demselben findet alljährlich ein anderer Umzug statt, eine Proceßion mit dem „car d'or“, in welchem die rühmlichen Reliquien der Heiligen Wandrin (Walrade) ruhen, durch deren wunderbare Kraft der Tradition zufolge im Jahre 1349 die Stadt Mons von einer furchtbaren Pest befreit worden sein soll. Dann erscheint in einer Wolke von Weihrauch der „Goldene Wagen“, von etwas weltlichen Amoretten ringsum besetzt und auf hohen

Rädern ruhend; er hat mit seinem weißgoldenen Nachen ganz die Gestalt der früheren Hoffutschen, in denen Infantnen und Herzoginnen ihre Spazierfahrten machten. Oben thront der von Gold strahlende Reliquenschrein und zwölf prächtige Schimmel ziehen ihn. Das nötige Beiwerk von Meßgewändern, Bannern, weiß gekleideten Mädchen u. s. w. fehlt natürlich nicht. An demselben Tage stellt auch die Kathedrale alle ihre Schätze aus, und um dem Feste noch höheren Glanz zu verleihen, senden die benachbarten Sprengel von Saint-Denis, Havré, Nismy, Ghlin und Hyon ihre schönsten Mädchen in reichem Silberschmucke herüber; letzterer ist meist Geschenk der in der ganzen Gegend zahlreich vorhandenen Ballspielgesellschaften. Der ganze gewaltige Aufzug mit seiner zahllosen Geistlichkeit, den Baldachinen, Tabernakeln, dem Golde, Edelgesteine und prachtvollen Stoffen ist wohl dazu angehalten, in den Gemüthern der Zuschauer einen Eindruck von jener Allmacht zurückzulassen, welchen sich der Katholizismus ebenso wohl im wallonischen Lande, als in Flandern zu bewahren verstanden hat.

Sind aber diese großen Festtage vorüber, so versinkt das Leben der Bewohner von Mons wieder in seine frühere Eintönigkeit; aber ihr Charakter, in welchem Wit, Munterkeit, starke Einbildungskraft und Spottsucht eine Hauptrolle spielen, hilft ihnen leicht über die langweiligen Stunden, deren es in einer Provinzialstadt nur allzu viele gibt, hinweg und läßt die Geister nicht, wie anderswo, unter der Last der Beschäftigungslosigkeit und Müze einschlummern und erliegen. In allen Ständen und besonders unter dem niederen Volke gedeiht hier der Spähmacher von Beruf, dessen Witze und Eulenspiegeleien kein Ende nehmen und bei den Genossen dankbarster Aufnahme gewiß sind. Diese Eigenschaft, die lustigen Feste und Bälle, welche die Jugend von Mons bei Kirmessen und Jahrmarkten zu veranstalten versteht, üben eine große Anziehungskraft auf die Bewohner der nächsten französischen Städte aus, mit denen ohnehin schon ein reger Handelsverkehr besteht. Und daraus sind zahlreiche Familienverbindungen entstanden, welche bei allem Nationalitätsgefühl, das den Bewohnern von Mons eigen ist, doch das Andenken an die Uebel, welche Frankreich zur Zeit Louis XIV. und Turenne's diesem Lande zufügten, allmählich verwischt haben.

Mons ist heute eine Stadt von hübschem Neueren, wohnlich, ohne äußere Prahlerei und hält ihre Spazierwege, Parks und Häuser gut in Ordnung; letztere sind sauber und frisch gestrichen, aber man findet darunter ebenso wenig alte Wohngebäude, wie in der Stadt eine alte Aristokratie. Aber die Männer halten etwas auf eine gute Tafel und ganz besonders auf einen wohlgefüllten Weinkeller, und die Frauen auf Putz, Kleider, Konzerte und Theater. Jeder echte Montois sieht dreimal oder viermal im Jahre eine lustige Gesellschaft an seinem Tische, der dann stets mit besonders

gewählten Speisen und Weinen beladen ist; Niemand versteht besser, als der Montois, über die Vorzüge der Traube zu reden und kennt die verschiedenen Vorsichtsmaßregeln beim Lagern der Flasche genauer. Der wallonische Feinschmecker ist im Uebrigen raffinirter, als der viel verschlingende Bürger von Flandern; letzter hält es mehr mit den Bordeauxweinen, gegen welche der Wallone eine gewisse Gering schätzung nicht unterdrücken kann; denn ihn befriedigen nur

die aristokratischeren Gewächse Burgunds. Ja, böse Jungen wollen sogar behaupten, daß in vielen Familien die Kirmes das ganze Jahr hindurch dauert, und daß in solchen weder Mann noch Frau als Muster guter Haushälter dienen könnte; ebenso verbreitet ist in den unteren Klassen die Lust an Tanzvergnügungen und am langen Sitzen im Kaffee hause. Kurzum, das heutige Mons gewährt einen ganz anderen Anblick als das frühere, als jene kleine Stadt, wo



Das Schloß in Mons.

die Pariser Diligence umspannte, und welche mehr einem großen Flecken auf einem Hügel glich.

Dieser Hügel mit den alten rothen Dächern, die sich an seinen Abhängen über einander aufbauen und mit seinem Belfried ist noch heutigen Tages vorhanden, eine Art Oberstadt, an deren Fuße sich seitdem eine neue, regelmäßige, symmetrische Stadt mit prächtigen Fassaden, großartigen Kollegiengebäuden und Spitälern, die im Verhältnisse zur

Bevölkerung viel zu ausgedehnt erscheinen, gebildet hat. Aber trotzdem zögert Handel und Verkehr, in diese Neustadt hinabzusteigen und fühlt sich in den kurvigen Gassen in der Nähe des Marktplatzes der Oberstadt mehr zu Hause. Auch für das Auge des Reisenden giebt es dort oben mehr zu schauen als in den schmiergeraden, langweiligen Straßen des neuen Stadtheiles, obwohl von wirklich alten Gebäuden oben wenig erhalten ist; aber das Durcheinander von Dächern

in allen möglichen Abstufungen der rothen Farbe und die krummen, winkeligen Straßen, welche man von den Terrassen des Schlosses aus übersieht, lenken den Blick auf sich und ergözen gerade durch ihre Unregelmäßigkeit. Dieses Schloß ist nebst Sairte-Waudru der höchste Punkt in Mons, darum weithin sichtbar selbst in diesem Lande des Fabrikraumes und eines der wenigen Bauwerke, welche sich in der Altstadt erhalten haben. Freilich datirt der Thurm nur etwa zwei

Jahrhunderte zurück und ist darum wohl der jüngste unter allen den Befrieden, die in flandrischen Landen zum Himmel emporragen. Von der eigentlichen Burg sind nur noch einige dicke Mauerreste eines der ursprünglichen Thore vorhanden. Den alten Thurm hat ein Brand vernichtet; dann errichtete Architekt Ledoux den jetzigen, der auch schon vor etwa drei Jahrzehnten der Ausbesserung bedurfte. Er zeigt drei Stockwerke klassischen Stils, von einander getrennt



Mathaus von Mons.

durch italienische Konsole und Balustraden, und läuft in einen zwiebelförmigen Glockenthurm aus, den an den vier Ecken ebenso viele kleine zwiebelförmige Thürmchen umgeben. Drinnen sind die 36 Glocken des Glockenspieles von Mons untergebracht.

Das Mathaus der Stadt stammt etwa aus jener Zeit, wo Alba, das unmenschliche Schausal, in Mons wütete; aber wie die anstoßenden Häuser, welche alles Alterthümliche

verloren haben und sehr gewöhnlich und nüchtern aussehen, so hat auch dieses so viel Veränderungen erlitten, daß es ein Bürger aus jener Zeit schwerlich erkennen würde. Zu dieser, im zierlichsten Flamboyant-Stile gehaltenen Vorberseite paßt das einfache Dach mit seinen vier Ecken ebenso wenig, als der störende Balkon über dem Hauptthore. Das prächtigste Gebäude von Mons ist jedoch die der H. Waudru geweihte Kathedrale, deren Inneres von ergreifender Größe

und Feierlichkeit ist, und die zu den edelsten Kirchenbauten des ganzen Landes zählt. Im scharfen Gegensatz zu den flandrischen Heiligtümern entbehrt sie fast gänzlich des reichen Schmuckes von Statuen und Bildern, nicht zum

Nachtheile für die großartige Architektur, deren Schöpfer nicht mehr zu ermitteln ist. Denn Jean de Thuin, welchen man früher für den Erbauer gehalten hat, hat den angefangenen Bau nur zu Ende geführt.

Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation.

Von Emil Jung.

Est autem optimus aér, qui unicuique est natus.

Jetzt, nachdem sich die Hochfluth kolonialer Begeisterung zu kühlerer Auffassung und Erwägung der realen That-sachen beruhigt hat, darf man wohl darauf hoffen, daß demjenigen, welcher diekehrseite des bisher in so anziehenden Farben gemalten Bildes zu zeigen unternimmt, der Vorwurf erspart bleibe, als wolle er den nach so vielen Richtungen hin wünschenswerthen und werthvollen Besitz unserer in Afrika und Australien erworbenen Territorien mäkelnd heruntersetzen. Auch ist es vielleicht jetzt am leichtesten möglich, über die dort herrschenden Verhältnisse, namentlich die klimatischen, uns ein abschließendes Urtheil zu bilden, nachdem gerade in allerjüngster Zeit so viele Kundgebungen bewährter Forcher in unsere Hände gelangt sind. Über da die Mehrzahl derselben theils in meist nur Fachkreisen zugänglichen Zeitschriften verstreut, theils in umfangreichen Werken unter anderem Materiale verborgen liegen, so dürfte eine Zusammenfassung und Nebeneinanderstellung der That-sachen manchem Leser dieser Blätter wohl erwünscht erscheinen. Der Schreiber dieser Zeilen glaubt dabei, daß ein langjähriger Aufenthalt auf außereuropäischer Erde, ein vielseitiger Meinungsaustausch mit Männern, welche dauernd auf den betreffenden oder ähnlich veranlagten überseischen Gebieten thätig waren, endlich eine genaue Einsicht der einschlägigen Litteratur ihm das Gehör aller derer sichern werden, denen eine naturgemäße, dem deutschen Volke ersprichtliche Entwicklung unseres neuen Kolonialbesitzes gleich ihm am Herzen liegt.

Nichts dürfte derselben aber schädlicher sein als überschwängliche Illusionen, nichts aber auch in unserer Zeit weniger entshuldbar. Haben wir doch die Erfahrungen verschiedener europäischer Völker, welche sie im Laufe der letzten vier Jahrhunderte sammelten, fertig vor uns liegen mit allen ihren vielfachen Versuchen und Fehlschlägen, Verlusten an Kapital und Menschenkraft und endlichem glücklichem Erfolge. Und giebt uns doch hente die mächtig vorgeschrittene Wissenschaft, die hoch entwickelte Technik, die vervollkommenung des Handelsverkehrs in allen seinen Zweigen, endlich und nicht am wenigsten unsere hervorragende Stellung unter den Völkern der Erde, mehr wie es je einer Nation zu Theil wurde, die Macht, das Unsere so zu gestalten, daß es am schnellsten und am besten für uns nutzbringend werde.

Als vor mehreren Jahren die Frage: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ dem deutschen Volke zugerufen wurde, da fand dieselbe, auch in ihrer zur Zeit noch unvollkommenen und mangelhaften Begründung, sofort in weitesten Kreisen lebhafte Bejahung. Aber woran man damals und auch später beständig dachte, ja was allein treibend für die ganze, sogleich entstandene Bewegung wurde, das war der Gedanke an Gebiete, in welche der mächtige deutsche Auswanderer-

strom, der gegenwärtig fast ausschließlich den Vereinigten Staaten von Nordamerika zugute kommt, gelenkt werden könnte, an Länder, welche unseren Auswanderern nicht eine Verzichtleistung auf ihre nationale Sitte und Sprache auferlegen, welche auch eine Fortdauer wirtschaftlicher Interessengemeinschaft zwischen ihnen und uns ermöglichen. „Los von Nordamerika!“ Das war die Parole, welche man ausgab, indem man auf das südliche Brasiliën und die Laplata-Staaten hinwies.

Als aber die deutsche Flagge an den Küsten West- und Ostafrikas, auf großen Inselgruppen Oceaniens gehisst wurde, da glaubte man schnell eine befriedigende Lösung der Auswandererfrage gefunden zu haben, denn nun schien es möglich, gleich den Portugiesen, Spaniern und Briten, die überschüssige Bevölkerung des Mutterlandes dessen Kolonialbesitzungen ohne weiteres zuzuführen. Die Freude über unsere überseischen Erwerbungen hatte in dieser Erwartung allermeist ihren Grund und selbst sonst besonnene Männer stimmten in das verwerfende Urtheil mit ein, welches über die gefällt wurde, deren kühleres Temperament einem überschwänglichen Enthusiasmus nicht folgen wollte und tropische Gebiete nur für Tropennaturen passend erklärte.

Es ist zu verwundern, daß man sich da nicht an die von anderen Nationen in ihren tropischen Gebieten gemachten Erfahrungen hielt. Wir besitzen darüber ja bereits eine ganze Litteratur. Wir erinnern hier nur an die älteren Schriften von Boudin und Clemens, an das jüngst erschienene kleine Werk von Falkenstein, der vielen, in die verschiedenen Reiseberichte eingestreuten Bemerkungen gar nicht zu gedenken. Am deutlichsten, weil am verlässlichsten, sprechen aber die Ziffern, welche man den Beobachtungen bei französischen, englischen und niederländischen Kolonialarmeen verdankt. In den britischen Kolonien handelte man früher, wie anderwärts, nach dem Grundsätze, daß der menschliche Körper durch längeres Verweilen in gesundheitsschädlichen Lokalitäten gegen die verderblichen Einflüsse eines Tropenklimas abgehärtet und widerstandsfähig gemacht werde. Aber die Praxis erwies diese Lehre von einem allmählichen Akklimatisiren als eine gefährliche Täuschung. Von den in England geborenen Soldaten der Garnison auf Ceylon starben auf 1000 im ersten Jahre 44, im zweiten 48,7, im dritten 49,2. In Samaika stieg in demselben Verhältnisse und demselben Zeitraume die Sterblichkeit von 77 auf 93, in Guiana in 11 Jahren von 77 auf 140.

Erst als man den verhängnißvollen Irrthum erkannte und einen völligen Wechsel des Systems eintreten ließ, machte sich eine Besserung bemerkbar. Es war diese Aenderung ein Verdienst des englischen Obersten Tulloch und des französischen Militärarztes Boudin, welche unüberleglich nachwiesen, daß der Mensch desto hinfälliger werde, je länger er in einem ungesunden Klima verbleibe, und daß

eine periodische Regeneration in klimatisch ihm besser zufagenden Gegenden zu seiner Erhaltung unbedingt nötig sei. Tulloch berechnete die Zahl der Soldaten, welche in Ostindien seit Anfang des Jahrhunderts dem Klima erlagen, auf mindestens 150 000, der Besitz von Algerien hat, nach den Angaben Picard's im gesetzgebenden Körper 1864, Frankreich nicht nur drei Milliarden Francs gekostet, sondern auch das Leben von 150 000 braven Soldaten. Von diesen sind bloß 4000 vor dem Feinde gefallen; alle übrigen wurden durch mörderische Krankheiten dahingerafft.

Mit der Einführung des neuen Systems sank die erschreckende Sterblichkeitsziffer, welche für die Garnisonen aller englischen Kolonien im Durchschnitt 48,6 pro 1000 betragen hatte, schnell auf 24 und nach dem Annual Report of the Registrar General für 1872 sogar auf 15,4 pro 1000, immer noch eine sehr hohe Ziffer, wenn wir bedenken, daß bei der preußischen Armee die Sterblichkeit im Durchschnitte der Jahre nur auf 8,9 pro 1000 berechnet wird und daß die der Armee sich zuwendenden Individuen im kräftigsten und widerstandsfähigsten Mannesalter stehen. Darum hat man an der gefährlichen westafrikanischen Küste auch gänzlich von Verwendung englischer Soldaten abgesehen; man verwendet statt derselben hente nur noch mohammedanische Haussa. In Alkra, der Hauptstadt der Goldküstenkolonie, und in Lagos stehen nur ein paar englische Offiziere, welche diese eingeborenen Truppen kommandieren.

Die Baseler Missionsgesellschaft ist seit 1828 an der Goldküste thätig und heute liegen von 65 insgesamt herausgekommenen Missionaren und von 38 Frauen nicht weniger als 35 Männer und 16 Frauen auf afrikanischer Erde begraben. Dabei schicken die Missionen nur solche Leute nach Afrika, welche exprobte Aerzte für kräftig genug erklärt haben, den Gefahren des Klimas zu trotzen.

Böller, der doch selber öfters vom Fieber besessen wurde, und, als nach der Abreise vom Congo die ersten Anzeichen des perniciösen Fiebers auftraten, sich der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß er nach menschlicher Voraussicht bei einem nur sehr wenig verlängerten Aufenthalte verloren sein würde, behauptet, daß im Großen und Ganzen die oft zu findende Angst vor Westafrika und seinem Klima theils übertrieben, theils gänzlich unbegründet sei. Als ein Beispiel dafür, daß bei vernünftiger Lebensweise die Fieberkeime das Leben nicht abzukürzen brauchen, führt er den schon seit 33 Jahren in Westafrika lebenden Bischof von Gabun an. Leider ist ein solches Beispiel doch gar zu selten. Wie viele ließen sich dagegen anführen, die „bei vernünftiger Lebensweise“ in den kleinen stillen Friedhöfen begraben liegen, deren zahlreiche Grabhügel eine traurige Beredtsamkeit haben!

Stanley hat uns in seinem jüngsten Werke das Klima der Uferlandschaften des Congo als gar nicht so gefährlich geschildert. Erkrankungen und Todesfälle unter den Europäern schreibt er zumeist der mangelhaften Anpassung der Lebensweise an die veränderten Umstände zu und er ist mit seinem Tadel durchaus nicht zurückhaltend. Nach Pechuel-Lösch's, zuerst in Auszügen in der Gartenlaube, jetzt auch in Brochürenform veröffentlichten „Offenen Briefen an Herrn Stanley“, deren gereizter Ton freilich hier und da einen Zweifel an ruhiger Objektivität aufkommen läßt, wären die Beantnen gar nicht in der Lage gewesen, sich gegen die verderblichen Einwirkungen des Congoklimas zu schützen. Jedenfalls ist seinen Ausführungen nach das Klima in der That verderblich für Europäer. Er beruft sich da auf einen Bericht der politischen Agenten der nordamerikanischen Regierung bei dem Congostaate, welcher vor kurzem in den sehr werthvollen United States Consular Reports

erschienen ist. Dieser Bericht liegt vor uns und bestätigt nicht nur voll und ganz Pechuel-Lösch's Angaben, er vervollständigt dieselben noch in einer für den Congostaat keineswegs vortheilhaften Weise.

Tisdel, das ist der Name dieses Agenten, behauptet, daß von 600 weißen Männern, welche der Präsident der Internationalen Association für dieselbe in den letzten sechs Jahren anwarb, um in Afrika drei Jahre lang zu dienen, bisher nur fünf es ermöglicht haben, während ihrer vollen kontraktlich vereinbarten Zeit auf ihrem Posten auszuhalten. Die Liste der Todten, so schreibt er, war auf meiner Marschroute (d. h. von der Küste bis Stanley Pool) wahrhaft schreckenerregend und die Internationale Association kann heute in Afrika höchstens 50 gesunde Männer aufweisen, überhaupt aber höchstens 120. Es war eine seltene Ausnahme, einmal einen gesunden Mann zu treffen. Auch das dem Küstenklima weit vorzuziehende Klima am Stanley Pool scheint ihm dieses Lob kaum zu verdienen; nach seiner Erfahrung ist zwischen dem einen und dem anderen nicht viel Unterschied.

Lieutenant Gund bezeichnet in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland Stanley's Behauptung, die hohe Sterblichkeit sei wesentlich unrichtiger Lebensweise zuzuschreiben, namelych der Unmäßigkeit im Genusse an Alkoholika, als durchaus unzutreffend. In den Stationen der amerikanischen Baptisten-Mission, wo alle Missionare Teatotaller, also die strengsten Mäßigkeitssapostel, sind, und in denen der englischen Baptisten-Mission, wo es die meisten sind, ist die Sterblichkeit gerade so groß wie in den Stationen der Association. Von den zehn englischen Missionaren, so schreibt er, starben in den letzten sechs Monaten vier; die amerikanischen hatten im letzten halben Jahre nur einen Todten, jedoch vorher eine große Zahl. Unter den Mitgliedern der Association beträgt nach Gund die Sterblichkeit 25 Proc. im Jahre. Sehr treffend hebt er hervor, daß dies alles Leute im kräftigsten Mannesalter und von durchaus gesunder Konstitution sind, denen nach menschlicher Voraussicht in Europa noch eine lange Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Wir haben schon hervorgehoben, daß nur ein bedingungsloses günstiges ärztliches Attest seinen Inhaber zur Annahme eines Missionspostens in Afrika berechtigt.

Stanley spricht sich dahin aus, daß das Innere weit gesunder sei als die Küstenstriche, daß ein großer Theil des Congobeckens mit einer Temperatur gesegnet sei, unter der jeder Europäer gedeihen und sich vermehren könne, in welcher Ansiedler jahrelang zu leben vermöchten. Lieutenant Gund tritt dem ganz entschieden entgegen. Wenn in den Missionen und bei der Association noch die Mittel vorhanden sind, die Leute gut zu ernähren, sie mit Arzneien zu versorgen und ihnen manchen Comfort zu gewähren, so kann dies bei etwaigen Ansiedlern nicht so der Fall sein, diese müssen daher dem Fieber noch zahlreicher zum Opfer fallen als andere Klassen. Stanley giebt den künftigen Bürgern des Congostaates den Rath, nach achtzehnmonatlichem Aufenthalte eine dreimonatliche Erholung im nördlichen Europa zu suchen. Wie viele Ansiedler würden wohl die Mittel dazu aufbringen und sich für so lange Zeit von ihren Geschäften entfernen können?!

Gund fährt fort: es ist oft die Ansicht verbreitet, nur der Küstenstrich sei ungesund; das Innere, besonders die höher gelegenen Gegenden, seien gesunder. Dies trifft nicht zu. Die Küste ist am gesündesten, einmal durch den heilsamen Einfluß der Seebrieze, das anerkannt beste Heilmittel für Fieberfranke, zum Anderen durch den weit größeren Comfort an Lebensmitteln, den die stetige Verbindung mit

dem reichen Europa ermöglicht. Er bestätigt somit selbstständig die Ansichten Tisdel's und Pechuel-Lösch's, von deren Ausführungen er zur Zeit keine Kenntniß haben konnte.

In voller Uebereinstimmung mit den Berichten Kund's stehen die des Dr. Wolff. „Wenn jemand“, so schreibt derselbe aus San Salvador, „behauptet, daß das Klima am Congo gesund und die Leute, die dort frank werden, meist selbst Schuld an ihrem Tode seien, so muß derselbe seine ganz besonderen Gründe haben, dies der erstaunten Welt mitzutheilen. Daz von der Küste nach dem Stanley Pool das Klima stetig schlechter wird, mit geringen Ausnahmen, und der Procentsatz der Sterbefälle zunimmt, ist hier ein allgemein angenommener Erfahrungssatz.“ Von den Leuten, die mit Dr. Wolff gleichzeitig nach der Westküste Afrikas gegangen sind, liegen bereits viele unter der Erde, in San Salvador wurden sogar sämmtliche mitgenommene Loangos vom Fieber ergripen.

Daz die Nigermündungen mit ihren Sumpfen und Schlamminseln ein sehr ungesundes Klima haben müssen, erscheint selbstverständlich, daß aber auch der Beniö nicht frei von Fieber ist, bestätigt uns abermals Flegel's letzter Bericht, worin er uns meldet, daß drei seiner Leute auf dem Dampfer „Heinrich Barth“ feberkrank seien und die Herren Dr. Semion und Dr. Gürich auf der Fahrt nach Loko am Beniö in so heftiger Weise am Fieber erkrankten, daß Flegel selber bei seiner Rückkehr zum Flusse es als seine Pflicht erkannte, ihnen zur Erhaltung ihres Lebens die sofortige Rückkehr nach Europa zu empfehlen und sie mit dem „Heinrich Barth“ sogleich selbst nach Brüssel zurückzuführen. Beide sind inzwischen in sehr leidendem Zustande in Europa eingetroffen.

Nun hat man davon gesprochen, nach dem Muster der Engländer in Indien, der Holländer auf Java, an höher gelegenen Punkten Gesundheitsstationen zu errichten, zu welchen sich die vom Fieber Ergriffenen zurückziehen könnten, um ihren geschwächten Körper zu erneuter Arbeit zu stärken. In den beiden genannten Ländern hat man so außerordentlich glückliche Resultate erzielt. Die dortigen Gesundheitsstationen, malerisch gelegen, namentlich die, auf welche die eifigen Hämpter des Himalaya herunterblicken, sind ganz dazu angehalten, Körper wie Geist der Erkrankten zu regeneriren und mit neuer Spannkraft auszustatten. In der That hat man auch in Fernando Poo an so etwas bereits gedacht. In einer Höhe von 400 m hat die spanische Regierung das Sanitarium Basilea errichten lassen, welches jedoch nichts weiter als ein leerer Gebäude ist, zu dem man, falls der Gouverneur, wie das meistens ohne Schwierigkeit geschieht, die Benutzung gestattet, die nötigen Lebensmittel selber bringen muß. Böller bemerkte aber, daß ein an der Westküste der Insel lebender Missionar noch in 500 m Meereshöhe vom Fieber befallen wurde. Buchholz wurde auch in den höheren Lagen des Kamerungebirges das Fieber niemals gänzlich los. Die Beamten der Congo-Association begeben sich zur Herstellung ihrer Gesundheit nach Mossamedes, dem, wie es scheint, einzigen gesunden Orte an der ganzen Küste Guineas. Nach alledem sind die Gesundheitsverhältnisse Westafrikas die denkbar schlechtesten. Wie es schon viele Opfer gefordert hat, wird es auch noch viele Menschenleben verschlingen, und dennoch sehen wir unsern dortigen Besitz ebenso wenig für wertvoll an, als es die Völker anderer Länder thun, welche dort theils eine politische Oberhoheit ausüben, theils ohne dieselbe einen einträglichen und jährlich wachsenden Handel treiben, aber wir möchten diesen Besitz auf seinen wahren Werth taxirt sehen, um durch Verhinderung nutzloser Vergaudung von Kapital und

Menschenkraft argen Enttäuschungen vorzubeuugen, welche den an sich rühmenswerthen Eifer für koloniale Unternehmungen in unserem Volke nothwendig paralyzieren müßten.

Tropische Länder können sich nur für tropische Kulturen und darum auch nur für Menschen eignen, welche in den Tropen ihre Heimath haben, ja wir sehen sogar, wie unter einem heißen Himmel geborene Menschen in ganz ähnlichen außerheimathlichen Gegenden nicht gedeihen wollen. Est auter optimus aer, qui unicuique est nativus. Nur durch die Mittel einer höheren Kultur, durch Befreiung von den rohen primitiven Verhältnissen, nur durch Loslassen von der harten Arbeit, zumal im Felde, unmittelbar unter den ungünstigen Einflüssen eines fremden Klimas, ist es dem Menschen möglich, in anderen Zonen zu gedeihen, welche sich von der seines Geburtslandes wesentlich unterscheiden. „Der Mensch ist ein Parasit der Erde. Und nicht nur der Erde, sondern in der Regel auch speciell eines Theiles der Erde, jenes Theiles, den er seine Heimath nennt. Reißt man ihn los vom Boden, darin er erwuchs, so hat er lange und schmerzensreiche Kämpfe zu bestehen, bis er in fremder Erde Wurzel faßt.“ Der steigende Verkehr, gefördert durch unablässig sich vervollkommennde Verkehrs-mittel, arbeitet freilich fortwährend daran, die Wurzeln, die den Menschen an seine Heimath binden, mehr und mehr zu lockern, ihn aus einem Lokalthiere und Heimathsparasiten zum Kosmopoliten zu machen. Aber dennoch gelingt es dem Menschen nicht, überall eine neue Heimath zu finden. Allerdings zeigt sich der Kulturmensch zum Wechsel des Wohnortes weit mehr befähigt als der rohe Naturmensch, der sich auf fremder Erde immer körperlich und geistig fremd fühlen muß und, wie uns die Erfahrung lehrt, selbst unter anscheinend günstigeren Lebensbedingungen als die heimischen nie recht gedeihen will.

Afrika wird immer den einheimischen oder doch verwandten Rassen verbleiben. Wie viele Völker sind nicht in Aegypten eingezogen und haben dort ihre bleibenden Wohnplätze aufgeschlagen und doch ist das Nilland heute noch von denselben Menschenstamme bewohnt wie zu den ältesten Zeiten. Einen furchtbaren Kommentar liefert dazu das Faktum, daß von Mohammed Ali's neunzig Kindern nur fünf erhalten werden konnten.

Aber diese unumstößlichen Thatsachen sollen uns die Freude an unserem tropischen Besitz nicht verklummen. Mag sich aus ihnen auch nicht ein zweites Indien, ein neues Java entwickeln, unter vorsichtiger und doch energischer, sorgfältig berechnender und doch muttvoll wagender Leitung können sie von großem Werthe für unser Volk werden. Auf diese Vortheile vielseitigster Art wollen wir hier nicht weiter eingehen, sie sind oft genug, auch von uns, hervorgehoben worden.

Aber die Heimath unserer Auswandererkolonien können sie nicht werden, ein „Neu-Deutschland über dem Meere“, etwas Ähnliches, wie England es in Nordamerika, in Australien fand, vermögen sie unserem Volke nicht zu bieten. Und es ist erfreulich, daß in Erkenntniß dieser Wahrheit wiederum auf das Land hingewiesen wird, in dem das Deutschtum so wunderbar kräftig gedeihen ist und noch weiter und besser gedeihen wird, wenn das Mutterland, nicht wie bisher, sich kalt von ihm abwendet, wenn es vielmehr voll und ganz die Vortheile erkennt, welche aus einer intensiven Kultivirung dieses Gebietes beiden Theilen wechselseitig zufließen müßten. Der außertropische Theil des südamerikanischen Kontinents bietet, das lehrt eine lange Erfahrung, wie kein anderes Land außerhalb Deutschlands die Bedingungen für eine verheizungsvolle Verwendung unserer überschüssigen Bevölkerung. Dieser Wahrheit,

deren Erkenntniß der Centralverein für Handelsgeographie zu Berlin seit Jahren zu verbreiten suchte, welche der Westdeutsche Verein zu Düsseldorf dann gleichfalls auf seine Fahne schrieb, hat sich auch der Deutsche Kolonialverein nicht länger verschlossen und wir sehen nun, wie durch Be-

gründung einer wohlfundirten Gesellschaft die lange ventilierte Frage endlich einer praktischen Lösung entgegensteht. Daß diese Lösung eine befriedigende sein wird, daran werden wir, angesichts der Namen, welche sich an ihre Spitze gestellt haben, durchaus nicht zweifeln dürfen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien¹⁾.

I.

Oase Tschira, 80 Werst westlich von der Stadt Chotan,
den 10. August 1885.

Wir erreichten Ende Januar die Ufer des Lob-Nor-Sees und verbrachten hier beinahe zwei Monate, uns mit der Beobachtung der Zugvögel und dem Studium der Lebensweise der Eingeborenen beschäftigend. Letztere nahmen uns sehr freundlich auf und waren um vieles aufrichtiger, als bei unserem ersten Besuch im Jahre 1876, wo wir diese Gegend in Begleitung der Gefährten Jakub-Beg's von Kaschgar besuchten.

Die Bewohner der Ufer des Lob-Nor, deren Gesamtzahl sich auf gegen 400 Seelen beiderlei Geschlechts beläuft, wohnen in Rohrlüttchen, beschäftigen sich mit dem Fischfang und der Entenjagd, theilweise mit der Viehzucht, treiben etwas Ackerbau und werden regiert von Kuntschikan-Bef. Dieser prächtige Mensch erfreut sich der allgemeinen Liebe seiner Unterthanen, für die er wie ein leiblicher Vater sorgt. In Folge dessen lebt er auch in äußerster Dürftigkeit, nachdem die Chinesen durch verschiedene Erpressungen ihn seines Viehstandes und seiner Ersparnisse, sechs Kästchen Silber (etwa 800 Rubel), der Früchte seiner langjährigen Regierung des Landes, beraubt haben. Besonders gab es viel zu zahlen, wie Kuntschikan-Bef erzählt, für die Aufhebung des Befehls, Böpfe zu tragen. Diese Neuerung erschreckte die Umwohner des Lob-Nor dermaßen, daß Kuntschikan-Bef eine Extrareise nach der Stadt Kurla unternahm, den Chinesen sein letztes Geld aushändigte und mit genauer Noth die Erlaubniß erslehte, den Kopf wie früher rasieren zu dürfen.

Dem äußeren Typus nach bilden die Bewohner der Ufer des Lob-Nor eine Mischung der mongolischen und türkischen Rasse. Ihre Vorfahren, die den Namen Kaurier führten, bewohnten ehemals die Stadt Lob, deren ausgedehnte Ruinen sich noch jetzt am Flusse Dshachansai-Darja, ungefähr 50 Werst südlich vom Lob-Nor, vorfinden. Die Stadt Lob wurde gegen Ende des 14. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung zerstört²⁾ und die Einwohnerschaft massakriert. Nur einem kleinen Theile derselben gelang es, in den Dschungeln des Lob-Nor Zuflucht zu finden und leben die Nachkommen desselben noch heute dort; außerdem hat sich eine geringe Anzahl Familien in der Umgegend von Keria, Chotan und Afu niedergelassen. Anfangs waren die Umwohner des Lob-Nor völlig isolirt und erst vor ungefähr 40 Jahren bei Errichtung der Kolonie Chotan, im Dorfe Tscharchalyk, begannen sie allmählich ein wenig Ackerbau

zu treiben und den Zustand vollständiger Wildheit theilweise abzulegen.

Der späte Frühling dieses Jahres hielt den Massenzug der Wasservögel an den Lob-Nor einigermaßen auf, obwohl schon gegen Ende Januar sich kleine Schwärme Enten und Schwäne einstellten, die indessen bald verschwanden, vielleicht in Folge der wieder eingetretenen Kälte. Als dann aber die erste Wärme eintrat¹⁾, begann mit dem 12. Februar ein ununterbrochener Zugzug von Gänsen und Enten der verschiedensten Gattungen. Schwarm auf Schwarm zogen sie bald niedrig über dem Boden, bald hoch in den Lüften, alle aus Südwesten, aus der Umgegend von Chotan und Keria heran. Unter den Meridianen dieser Oasen ist Tibet am leichtesten zugänglich und den Vögeln aus Indien ist es leichter, ihren anstrengenden Flug über den hohen und kalten Berggrücken zu bewerkstelligen. Jahrhunderte lange Erfahrungen mögen jedenfalls den gesiederten Reisenden diesen leichteren, wenn auch weiteren Weg gewiesen haben.

Nachdem sie den Lob-Nor erreicht, senkten sich einige Zugschwäme eilig zur Rast auf das Eis, während andere am See entlang zogen, um aufgethaupte Stellen zu finden. Letzterer gab es aber um Mitte Februar noch sehr wenig, so daß die Vögel sich unwillkürlich mit den schmalen Nitzen der hin und wieder aufgethauften Eisflächen begnügen mußten. Hier sammelten sich Schwärme, jeder aus mehreren tausend Vögeln bestehend, während kleinere Scharen und einzelne Exemplare wie die Fliegen in den verschiedenen Richtungen sich über dem Schilfmere tummelten. Dieser Uebersluß an Wild, das zudem durchaus keine Furcht zeigte, war für den passionirten Jäger eine wahre Freude. Unsere täglichen Jagden liefern außerordentliche Beute, ganze Säcke getöteter Gänsen und Enten wurden nach unserem Lager geschleppt, die dann dem ganzen Detachement zur Nahrung dienten, wobei der über den Bedarf hinausgehende Rest den Bewohnern zufiel.

Diese ungeheure Menge von Vögeln verblieb am Lob-Nor bis in die zweite Hälfte des Februar. In den ersten Tagen des März begannen sie rasch gegen Norden fortzuziehen, so daß auch nicht der zehnte Theil am Platze verblieb. Zugleich begannen sich andere später ziehende Arten von Vögeln einzustellen, die ebenfalls ihre Sommerreise nach den freien Urwäldern Sibiriens antraten. In der zweiten Hälfte des Februar nahm die Frühlingswärme rasch zu, ungeachtet dessen ging der Tarim erst am 27. Fe-

1) Aus der „St. Petersburger Zeitung“, 1885, Nr. 310 bis 313 und Nr. 316 bis 318. Vergl. des Reisenden vierten Brief „Globus“, Bd. 48, S. 26.

2) Nach lokalen Überlieferungen fand die Zerstörung der Stadt Lob drei Jahre vor Annahme des mohammedanischen Glaubens seitens Togluk-Timir-Chan statt.

1) Die Umwohner des Lob-Nor verstehen die Naturerscheinungen genau zu beobachten. So versicherten sie uns, daß die Frühlingswärme eintreten würde, sobald der Februar-Mond durch das Sternbild des Orion gegangen, was sich tatsächlich erfüllte.

bruar¹⁾ auf und der Lob-Nor befreite sich erst von seiner Eisdecke um Mitte März, als die Mittagstemperatur im Schatten bereits die Höhe von +30° C. erreichte. Gleichzeitig traten starke Stürme ein, die den ganzen Frühling bis in den Juni hinein währten und ausschließlich aus Nordosten aus den kälteren Gegenden der hochgelegenen Wüste Gobi wehten. Sie führten immer Staubbögen mit sich, die als dichter Nebel die Atmosphäre anfüllten. Dieser Staub blieb, nachdem das Sturmgeschehen sich gelegt, so zu sagen in der Luft hängen und verdeckte den ganzen Horizont. Die Staubbahnosphäre bildet überhaupt ein charakteristisches Zubehör des Tarim-Bassins; ein klarer blauer Himmel ist hier eine große Seltenheit. Dieser Staub ist übrigens, wenn auch nicht in solcher Menge, auch anderen Gegenden Mittelasiens eigenständlich und bildet er nach dem Niedergange aus der Atmosphäre jenen eigenartigen, sehr fruchtbaren Boden, welcher unter dem Namen Löß bekannt ist und sich sporadisch auf einem ungeheuren Flächenraume zwischen dem Kaspiischen Meere und dem Stillen Ocean niedersenkt.

Am 20. März verließen wir den Lob-Nor und nahmen unseren Weg über das Dorf Tscharchalyk nach der Oase Tschertschen, die vom Lob-Nor 373 Werst entfernt ist. Das letzte Drittel dieses Weges läuft oberhalb des Flusses Tschertschen-Darja, der seinen Lauf am Fuße der tibetanischen Gebirgskette beginnt. Dieses Gebirge umrahmt mit einer ununterbrochenen gigantischen Mauer das ganze tibetanische Hochland vom oberen Laufe des Huan-he (Hwang-ho) bis dicht an den Karakorum-Gebirgszug. In seinem östlichen Theile unter dem Namen Nan-Schan bekannt, heißt der mittlere Altyn-Tagh. Weiter südwestlich dagegen von den Quellen des Flusses Tschertschen hat die erwähnte Gebirgskette bei den Eingeborenen keinen bestimmten Namen und ich gab daher dem Theile, der zwischen den Flüssen Tschertschen und Keria belegen ist, den Namen „Küssisches Gebirge“.

Den Boden der Wüste am Fuße des tibetanischen Gebirgrückens bildet nacktes Kieselgeröll, an das sich Flugsand schließt, der dann die ganze ungeheure innere Ebene des Tarim-Bassins ausfüllt. Aus diesem Sande haben sich unregelmäßig zusammengewobte Hügelgruppen und Abhänge gebildet, die mit Höhlungen und Vertiefungen abwechseln. Hier giebt es weder Wasser, noch irgend welche Vegetation oder thierisches Leben. Es müßte denn sein, daß irgendwo innerhalb der Sandebenen unterirdische Gewässer zu Tage treten und dann kleine Oasen bilden, doch sind diese Dertlichkeiten dem Menschen gänzlich unzugänglich.

Der Fluß Tschertschen-Darja nimmt seinen Weg am östlichen Rande der Sandwüste; ihm entlang lag, wie oben bemerkt, unser Weg. Entgegen gesetzt den übrigen Flüssen des Tarim-Bassins, welche sich ein tiefes muldenförmiges Bett geschaffen haben, hat der Tschertschen nicht die genügende Kraft, um eine tiefe Rinne zu bilden und ergießt sich daher in einem breiten, oft Krümmungen bildenden Laufe über den beweglichen Sandboden. Die Strömung ist sehr stark, die Tiefe aber, mit Ausnahme von Bodensenkungen, unbedeutend; das Wasser ist sehr schmutzig. Deßwegen ungeachtet hat der genannte Fluß eine Menge Fische fünf verschiedener Arten, von denen eine eine Länge von 4 Fuß und ein Gewicht von 33 Pfund erreicht.

Die Ufer des Tschertschen bilden breite, mit ärmlicher Vegetation bestandene Streifen Landes. Von Bäumen kommt hier nur die verschiedenblättrige Pappel (*Populus diversifolia*, Schrenk) unter dem lokalen Namen „Tugrof“

vor, die eine Höhe von 40 bis 50 Fuß und eine Dicke von 2 bis 3 Fuß im Durchmesser erreicht. Dieser Baum ist verkrümmt und krumm, seine Rinde geborsten und hängt nicht selten herab, dabei immer mit einer dichten Lage Staub bedeckt; an den Bruchstellen kristallisiert statt des Baumsaftes ein Anflug von weißem Salze hervor. Von Sträuchern findet man am Tschertschen in Mengen die Tamariske, Myrraceen und eine Art Salzkraut; weniger sind vertreten — Sanddorn (*Hippophaës rhamnoides*), Oleaster (*Elaeagnus hortensis*), Kendyr oder Feldgurke (*Vincetoxicum sibiricum*), Dschantak-Tamariske (*Tamarix tatarica*) und Süßholz (*Glycyrrhiza echinata*); Schilfrohr findet sich in Menge an den Ufern des Flusses, dagegen sahen wir von sonstigen Gewächsen nur hin und wieder verschiedene Kompositen, Tragant und wilde Spargel. Alle diese Sträucher und Gewächse sind mit einer dichten Staubschicht bedeckt, so daß man sie, ohne sich zu beschmutzen, nicht anrühren kann. Zudem ist der Boden zwischen dem Gestüppel, wie auch in den Tugrof-Wäldern, fahler Lößlehm mit Sand, entweder mit einer salzhaltigen Kruste bedeckt, oder ganz lose wie Asche. Unter den Bäumen liegen Mengen vom Sturm abgebrochener Zweige und Haufen trockener Blätter, welche, wenn vom starken Winde in Bewegung gesetzt, klappern, als ob sie von Stein wären. Mit einem Worte, die hiesige Vegetation bietet ein unerfreuliches Bild selbst im Frühlinge — in der ersten Hälfte des April. Ungeachtet starker Hitze war fast kein Grün zu erblicken. Nur hin und wieder an feuchten Stellen sproßte das Schilfrohr empor und blühte unmerklich der Tugrof und Sanddorn. An Stelle der Blumen und Schmetterlinge krochen Skorpione umher und bei stillem Wetter schwärzten ganze Wolken kleiner Fliegen und Mücken. Nicht besser war es in der Atmosphäre. Hier erfüllte beständig ein dichter, von den häufigen Stürmen herangewohnter Staub die Luft, verdunkelte den Horizont und ließ die näher liegenden Gegenstände in gelblich-grauer Färbung erscheinen. Zudem war der Himmel stets bewölkt und wenn die Sonne auch zuweilen hervorbrach, so erschien sie als matte, glanzlose Scheibe, deren fahle Strahlen dennoch unerträglich fingen.

Die Fauna am Tschertschen-Darja ist ebenso arm. Von größeren Thieren trafen wir die Antilope „Chara-Sult“, Hirsche und Wildschweine in geringer Zahl an; außerdem kommen Wölfe, Füchse, Hasen und kleine Nagethiere vor. Die Vogelwelt ist am stärksten durch die dem Sakaun-Gestüppel eigentümlichen Holzhäher und Sperlinge, ferner durch folgende Arten: Specht, Grasmücke, Würger, Segler und Wiedehopf vertreten, nur selten fanden sich Fasanen. Wasservögel und Strandläufer waren im Flußbereiche wenig anzutreffen, weil es hier an Schilfseen mangelt und überhaupt keine geeigneten Rast-, Futter- und Brutplätze vorhanden sind. Ungeachtet dessen, daß wir uns mitten im Frühlinge befanden, hörte man höchst selten das Zwitschern irgend eines Vogelchens. Grabe ruhe herrschte nicht nur in der seita liegenden Sandwüste, sondern oft auch am Flußufer selbst.

Am 14. April erreichten wir die Oase Tschertschen, die in einer absoluten Höhe von 3800 Fuß, ungefähr 60 Werst vom Ausritte des Tschertschen-Darja aus dem Gebirge an diesem belegen, gleich den anderen Oasen Central-Asiens eine kleine grüne Insel in der wilden Einöde bildet. Die ganze Oase enthält ungefähr 600 Höfe, die von gegen 3000 Seelen beiderlei Geschlechts bewohnt werden. Diese Ansiedlung ist erst vor 90 Jahren durch Emigranten aus Chotan, Keria, Aksu und Kaschgar gegründet worden. Die ersten gehören dem Stämme der Matschin, die letzteren dem der Ardbiil an. Beide unterscheiden sich dem

¹⁾ Im Jahre 1876 ging der Tarim in der Nähe des Lob-Nor am 4. Februar auf.

äußeren Typus nach ziemlich scharf von einander. Die Matschin, die alten Ureinwohner des östlichen Turkestan, bewohnen jetzt den südöstlichen Theil desselben von Tschertschen über Keria bis Chotan und die benachbarten Berge; eine kleine Zahl lebt auch in Tarkend. Die Ardbüll wohnen nach Mittheilungen der Eingeborenen von Aksu bis Kaschgar inklusive. Ostlich von Aksu dagegen, in den Städten Boy, Kutschcha und theilweise in Kurla lebt, nach denselben Quellen, der Stamm der Churassan, der den Traditionen zufolge noch zu Zeiten Alexander's von Mace-donien aus Afghanistan eingewandert ist. Diese Völker-schaften des östlichen Turkestan haben sich andere Stämme zugesellt, die zum größten Theil als Großerer, seltener als

Kaufleute und Kolonisten austraten. Dergleichen waren im Alterthum die Uiguren, Chinesen, Araber, die die Lehre Mohammed's mitbrachten, die Mongolen und in neuerer Zeit — wieder Chinesen, Andshane (Bewohner Khokands), Hindus, Afghanen u. A. Individuell kommen wir bisher nur die Matschin beobachten und von ihnen wird weiter unten die Rede sein. Hier will ich nur anführen, daß dieser Volksstamm in seinem Typus eine Kreuzung mit mongolischem Blute zeigt, während die Ardbüll, besonders die älteren Leute und Greise, den Juden sehr ähnlich sind, oder richtiger gesagt, eine Mischung der türkischen und semitischen Rasse vorstellen.

Aus allen Erdtheilen.

A f i e n.

— Die Insel Ceylon ist bekanntlich in neuerer Zeit der Hauptproduktionsort für Chinarin den geworden. Man hat auch dort die zuerst in Java angewandte Methode eingeführt, daß man Pflropfreiser von besonders gehaltreichen Bäumen auf andere schnellwüchsige Arten pflanzt. Die Produktion ist von 16 000 Pfd. in 1874, wo der erste Export stattfand, innerhalb des verflossenen Decenniums auf 11 678 000 Pfd. gestiegen und würde im verflossenen Jahre noch erheblich größer gewesen sein, wenn nicht der jähre Preissturz in Folge der Überproduktion viele Pflanzer veranlaßt hätte, mit dem Schälen der Bäume einzuhalten. Neupflanzungen erscheinen bereits kaum noch rentabel. — In zweiter Linie kommt Java mit seinen ausgedehnten Pflanzungen hochprozentiger Cinchona Ledgeriana, die aber durchschnittlich noch jung sind und den Weltmarkt noch nicht sonderlich beeinflussen. Indien, Jamaika und Guatemala fallen noch weniger ins Gewicht, am wenigsten Bolivia, dessen natürliche Cinchonawaldungen, weil zu abgelegen, bei den heutigen Preisen nicht konkurrieren können, während die seit Ende der siebziger Jahre angelegten Pflanzungen noch zu jung sind, um schon einen Ertrag zu liefern.

— Ed. Naumann, *Über den Van und die Entstehung der japanischen Inseln.* — Begleitworte zu den von der geologischen Aufnahme von Japan für den internationalen Geologen-Kongreß in Berlin bearbeiteten topographischen und geologischen Karten. (Berlin, Friedländer, 8°. 91 S.)

Mit unerhörter Schnelligkeit nähert sich Japan der Höhe der Civilisation. Noch vor kaum mehr als 30 Jahren war es selbst für den einzelnen Forscher absolut unzugänglich; heute besitzt es alle Errungenschaften unserer Kultur und seine Gelehrten beginnen, wenn auch meist noch von Europäern geleitet, tüchtig mitzuarbeiten am Werke der Wissenschaft. Unter der Leitung unseres Landsmannes Naumann haben die Arbeiten der geologischen Landesaufnahme bereits solche Fortschritte gemacht, daß es möglich war, nicht nur eine geologische Karte des Inselreiches zu entwerfen, sondern auch die Grundzüge einer Geschichte der Bildung des Landes aufzustellen, welche als Erläuterung zu jener Karte jetzt vorliegt. Sie zeigt Jesso nicht nur jetzt, sondern auch schon in der Urzeit von Japan faunistisch geschieden, Japan selbst durch eine tiefe grubenartige Senke, welche genau der größten Krümmung des Inselbogens entspricht und durch die Vulkane Fuji, Yatsugadake, Tateshima und andere Vulkane eingenommen wird, in eine nördliche und eine südl. Hälfte getheilt, welche ihre besondere Entwicklung ge-

nommen haben und, wie die Erdbeben zeigen, auch heute noch geologisch unabhängig von einander sind. Wegen der zahlreichen interessanten Einzelheiten müssen wir auf die Broschüre selbst verweisen. Ko.

A f r i k a.

— Georg Ebers, *Cicerone durch das alte und neue Aegypten.* (Ein Hand- und Lesebuch für Freunde des Nillandes. Deutsche Verlagsanstalt, 1885. 2 Bde.)

So viel Bücher auch über das Pharaonenland schon geschrieben worden sind, keines von ihnen verdient so sehr die Gunst des Publikums wie das vorliegende trotz seines etwas seltsamen Titels. Man mag über die Figuren von Ebers ägyptischem Romane streiten, mag sie moderne Deutsche in alt-ägyptischer Maske nennen, über den Werth des vorliegenden Buches wird man wohl einig sein. Vor dem gewöhnlichen Reiseschriftsteller hat der Verfasser den Vorzug, daß er ein Aegyptologe ist, welcher den Stoff völlig beherrscht und selbst an der Erforschung des Landes mit gearbeitet hat, vor seinen gelehrt Genossen den noch erheblicheren, daß er den für das größere Publikum nötigen Ton unbeschadet der Wissenschaft ganz vorzüglich zu treffen versteht. So führt er uns erst in das antike, dann in das moderne Alexandria und durch das Delta in das Land Gosen, dann nach Memphis mit seinen Pyramiden und seiner unvergleichlichen Todtentstadt, und dann wieder über den Nil herüber zur Perle des Orients, dem unvergleichlichen Kairo. Dort von Moschee zu Moschee wandernd erzählt er uns die Geschichte der verschiedenen Dynastien, die sich hier durch ihre Bauten verewigten, von dem Großerer Amr an bis zu den letzten Mamelucken und dem Beginn der Türkenherrschaft, mit welcher die Blüthe der Stadt wie die Aegyptens hinfällt. Der zweite Band entrollt uns die Neugestaltung des Landes unter Muhammed Ali, unter seinen Nachfolgern, unter denen im Gegensatz zur ländlichen Ansicht der Chebit el-Smail besonders gelobt wird, und die Wiederentdeckung der Altershümer, die Verdienste von Champollion, Mariette und Maspero, und das Museum von Bulak. Aber nicht die alten Aegypter allein ziehen den Verfasser an, die Kapitel über die Universitätsmoschee el Azhar und über das moderne Volksleben in Kairo gehören zu den besten des ganzen Buches.

Von Kairo aus führt uns eine Dahabije den Nil hinauf, vorüber an den Ruinenstätten von Medun, an den Gräften von Beni-Hasan, an Abydos und Dendera nach dem hunderthorigen Theben und seinen Wunderbauten,

an welche sich die Geschichte des alten Aegypten anknüpft, und dann weiter den Strom hinauf bis zum Fuße der Katarakten und der reizenden Insel Philae. Über den Todten werden die Lebenden nicht vergessen, das Leben der Fellen, die Kultur des Landes werden mit unverkennbarer Liebe geschildert, und wenn der Leser am Ende des Buches ankommt, wird er wirklich, wie ihm der Verfasser in der Vorrede verheißt, sich zu Hause fühlen in diesem merkwürdigsten aller Länder.

Ko.

— Die Baluba-Leute, welche die Wissmann'sche Expedition aus ihren Wohnsitzen am Lulua nach dem Congo begleiteten, werden unter Führung von Dr. Wolff auf dem, unlängst in Leopoldville angekommenen und zusammengefügten Dampfer "Stanley" in ihre Heimath zurückgebracht werden. Lieutenant Wissmann befindet sich bereits auf der Rückreise nach Europa in Madeira.

— Seinen zahlreichen Freunden und Bekannten hat Ed. Robert Flegel ein hübsches Andenken übermacht in einer kleinen Broschüre, betitelt, "Lose Blätter aus dem Tagebuch einer Haussa-Freunde und Reisegefährten u. s. w." (Mit einem Porträt Flegel's und seiner beiden Haussa-Freunde. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885.) Er gibt darin die wechselvolle Lebensgeschichte des ältesten seiner Begleiter, des Mai gasin baki, der es von kleinen Anfängen zu der hochangesehenen Stellung eines Karawanenleiters und Großkaufmanns gebracht hat, um dann in Folge des Erschlanks des englischen Handels auf dem Benue wieder zu verarmen. Dann folgen allgemeine Angaben über die sozialen Verhältnisse und den Charakter der Haussas und der Fuldes und schließlich Aufzeichnungen aus dem Tagebuch des jüngeren der beiden Begleiter. Die Haussas sind seßhafte Ackerbauer mit blühenden Städten, entwickelter Industrie und großem Handel; es sind Leute von unterseitzer Gestalt, gedrungen, fleischig, von guter Muskulatur, dunkelfarben mit kurzem Wollhaar und von Neger-typus; die Fuldes dagegen leben abgeschlossen als nomadifirende Hirten, ohne Handel und Industrie, tauschen ihre geringen Bedürfnisse gegen die Ueberflüsse der Erträge ihrer Herden ein, indem sie in patriarchalischer Art unter einem Familieneoberhaupt in größeren und kleineren Gruppen zusammenleben und sich bei zunehmender Vermehrung immer wieder trennen und absondern. Von Körper sind sie schlank und sehnig, hellfarben mit langem, weniger krausem Haare, von mehr kaukasischem Gesichtsausdrucke. Die Haussas sind im Allgemeinen klug und einsichtsvoll, tolerant in Glaubenssachen, mutig und männlich stolz, dem Lebensgenuss leicht ergeben und doch oft sehr mäßig, witzig, heiter, freigiebig, gaßfrei und herzlich gemüthvoll, aber auch freitüchtig und leichtgläubig, zuweilen ebenso gebankenlos wie lügenhaft aufschneiderisch, selbstüchtig, betrügerisch und eigenmächtig; Alter und Erfahrung wird hoch geachtet, dagegen ist das Familienleben oft locker. Die Fuldes sind dagegen verschlagen, schlau, weniger tolerant, voll Leidenschaft, oft hochmuthig und atmässig, rachjüchtig und nachtragend, geizig, aber auch ehrbar und strenger, dankbar und treu zu ihrer Ueberzeugung haltend, oft selbst eine kleine ihnen erzielte Wohlthat nicht vergessend, Ordnung und Gesetz achtend und aufrechtstehend, empfindsam, weich und friedliebend; das Familienleben erscheint sehr ausgebildet, und der Besitz wird auf die Kinder nach dem Rechte der Erstgeburt übertragen.

Aber diese Gegensätze zwischen den einstigen Herren, den Haussas, und den seit Anfang dieses Jahrhunderts erst zur Macht gelangten Fuldes, haben sich heutigen Tages schon etwas verwischt. Flegel bezeichnet es heute fast als eine Unmöglichkeit, einen Haussa von reinem Blute herauszufinden unter dem Mischvolke mohammedanischen Glaubens, das sich Haussa nennt, und bei welchem sich Sprache und Sitte, und wohl auch viele Charaktereigenthümlichkeiten der Haussas fortgesetzt haben. Es fließt ja fast das Blut aller Völker von den Gestaden des Indischen Oceans im Osten, des Mittel-ländischen Meeres im Norden und des Atlantischen im Westen und Südwesten, bis wenige Grade nördlich vom Äquator, also fast aller Völker bis nahe an das Congoufer im Süden, in ihren Adern. Aehnlich geht es mit den Herrschergeschlechtern der Fuldes und den Städtebewohnern — nur unter den nomadifirenden Fuldes gibt es noch manche Ausnahmen. — Die Gegensätze zwischen Haussa und Fulde bestehen wohl und sind auch für den Fremden leicht erkennbar; dennoch hat eine große Annäherung stattgefunden. — Den Schluss des hübschen Heftes machen einige Blätter aus Madugu dan Tambari's Tagebüche, die einen interessanten Einblick in das Geistesleben dieser Leute gewähren. Als Probe diene Folgendes: "Wir sahen das Haus des Besitzers der bedruckten Papiere (Berliner Tageblatt). Alles war mit Eisen geschrieben, das Eisen faltete auch das Papier, das Eisen warf das Papier, aber die das Papier aufhoben, waren Menschen. Es gab mehr als hundert Männer und Frauen in seinem Hause, welche arbeiteten. In einem Tage schreibt er auf diese Weise 2000 Bücher oder 10000! Es gibt Räume voll Papier, bedrucktes Papier, das ist sein Reichthum, sein Handel. Diese Arbeit hat in uns Staunen erweckt, es war kein Ende."

Inseln des Stillen Oceans.

— Nachdem bereits am 29. November 1878 von den Oberhäuptlingen von Faluit der dortige vorzügliche Hafen als Kohlenstation an das Deutsche Reich abgetreten worden war, wurde daselbst am 15. Oktober 1885 die deutsche Flagge gehisst und ebenso auf sämtlichen wichtigen Plätzen der Marshall-Inseln (ihren Namen tragen sie von dem englischen Kapitän, der mit Gilbert zusammen 1788 fast ganz Rataf, d. h. die östliche Hälfte des Archipels auffand). Es sind im Ganzen 33 Inseln, welche von etwa 10 000 als freundlich, gefällig und sanft geschilderten Mikronesiern bewohnt werden. Seit 1879 besteht auf Faluit, der wichtigsten Insel, ein deutsches Konsulat; deutsche Interessen sind dort, sowie auf sieben anderen Inseln, durch die Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft und die Firma Robertson und Hernsheim vertreten. Außerdem arbeiten dort eine neu-seeländische, eine amerikanische und eine hawaiische Firma. Die Mission ist in den Händen der Boston Mission Society. Die "Hamburger Börsehalle" teilt folgende Statistik für 1883 mit; unter den damals eingelaufenen 67 Schiffen befanden sich 39 deutsche, 3 englische, 7 amerikanische, 1 französisches, 1 dänisches, 5 hawaiische und 11 unter der 1878 freiraten Faluit-Flagge. Der Exportwerth der Produkte, welcher sich seitdem gesteigert haben soll, belief sich auf 800 000 bis 1 000 000 Mark.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. I. (Mit vier Abbildungen und einer Karte.) — Mons oder Bergen in Belgien. (Mit zwei Abbildungen.) — Emil Jung: Afrikanisches Klima und europäische Kolonisation. — N. M. Prshewalski's fünfster Brief aus Central-Asien. I. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. (Schluß der Redaktion: 3. December 1885.)

Redakteur: Dr. N. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III. Cr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.